

VINCE  
FLYNN  
ACT OF TREASON

★ DER GROSSE VERRAT ★

Aus dem Amerikanischen von Alexander Rösch

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Act of Treason*  
erschien 2006 im Verlag Atria Books.  
Copyright © 2006 by Vince Flynn

Hinweis: Dieser Roman ist Band 9 der *Mitch Rapp*-Saga.

1. Auflage März 2022  
Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Atria Books,  
ein Unternehmen von Simon & Schuster, Inc., New York.  
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-993-0  
eBook 978-3-86552-994-7



*Für Dane, Ingrid und Ana*

# PROLOG

WASHINGTON, D. C.

OKTOBER

Die motorisierte Eskorte rumpelte über das Kopfsteinpflaster. Drei Motorräder fuhren an der Spitze, gefolgt von einem Einsatzfahrzeug der Hauptstadtpolizei, zwei Wagen des Secret Service und zwei identisch wirkenden Limousinen. Dahinter folgten Suburbans und weitere Limousinen. Ein beeindruckender Anblick, vor allem wenn man berücksichtigte, dass die beiden Männer, um deren Schutz es ging, noch gar nicht ins Weiße Haus eingezogen waren. Allerdings hatte zu Beginn der Woche eine terroristische Splittergruppe ihre Absicht erklärt, die anstehenden Wahlen zu stören. Dem Secret Service blieb keine andere Wahl als die Bedrohung ernst zu nehmen.

Mark Ross saß auf dem Rücksitz der zweiten Limousine und massierte seine Schläfen. Die Mutter aller Kopfschmerzen brodelte an der Schädelbasis und breitete sich langsam Richtung Stirn aus. Er versuchte das permanente Geplapper des Mannes neben sich auszublenden und fragte sich, wieso um alles in der Welt er sich auf dieses Abenteuer eingelassen hatte. Wäre er nur im Senat geblieben, wo er echte Macht besaß. An Macht lag es auch, dass er nun in diesem Fahrzeug saß – oder zumindest an der Aussicht darauf.

In ihrem Verhältnis bildeten sich tiefe Risse, daran bestand kein Zweifel. Es war seit jeher eine Zweckgemeinschaft

gewesen. Sie wiesen beide spezifische Stärken und Schwächen auf, die sich kaum überschneiden. Lobbyisten und Leute in Schlüsselpositionen erklärten ihnen, dass sie einander hervorragend ergänzten. Auf dem Papier sah alles perfekt aus. Die perfekte Verbindung. Hätten sie sich die Mühe gemacht, klassische griechische Tragödien zu lesen, wäre ihnen bewusst geworden, dass die Götter sehr grausam sein konnten. Vor allem wenn es um die Selbstüberschätzung von Menschen ging.

Ross hatte Josh Alexanders Aufstieg natürlich die ganze Zeit beobachtet. Alexander, der aufstrebende Star der Demokraten, war amtierender Gouverneur in Georgia. Die alten weißen Männer in der Partei hatten irgendwann begriffen, dass ein Liberaler aus dem Nordosten schlicht unwählbar war. Die einzige echte Chance auf einen Wahlsieg bestand darin, ihm einen gottesgläubigen Amtskollegen aus dem Süden an die Seite zu stellen. Auf diese Weise konnten sie am Bible Belt punkten und den Republikanern genug Staaten entreißen, um zu triumphieren. Alexander war eine naheliegende Wahl. Er sah gut aus, war smart und souverän im Auftreten. Zudem verfügte die Familie seiner Frau über ein größeres Vermögen als manches Entwicklungsland. Gegen ihn sprach eigentlich nur, dass er noch relativ jung war. Mit 45 hielten ihn viele für zu grün hinter den Ohren, was vor allem für seine mangelnde Erfahrung in der Außenpolitik galt. Erste Umfragen deuteten an, dass die Wähler ihm kein entschlossenes Durchgreifen im Kampf gegen den Terrorismus zutrauten. Da kam Mark Ross mit seinen drei Amtszeiten in Connecticut ins Spiel. Er war amtierender Leiter der nationalen Nachrichtendienste und genoss unter den Demokraten einen Ruf als harter Hund.

Unter normalen Umständen wären die beiden Männer in einer US-weiten Wahl nie gemeinsam angetreten. Die aktuelle Kampagne hatte jedoch eine unerwartete Wendung genommen, als der amtierende Präsident seine Parkinson-erkrankung bekannt machte und erklärte, nicht für eine zweite Amtszeit zur Verfügung zu stehen. Weniger als ein Jahr vor den Neuwahlen erwischte er die Partei damit auf dem falschen Fuß. Die Vorwahlen waren in vollem Gang, und als einzigen ernst zu nehmenden Kandidaten hatten sie Sherman Baxter III. anzubieten. Ausnahmslos, den Präsidenten eingeschlossen, hielten sie Baxter für einen Totalausfall. Er galt als unauffälligster Vizepräsident in der Geschichte der Vereinigten Staaten, und das sagte eine Menge aus. Selbst in seinem Heimatstaat Kalifornien lag seine Zustimmungsrate unter 30 Prozent. Man konnte vieles ignorieren, aber nicht so einen desaströsen Wert. Die Parteiältesten zogen Baxter auf die Seite und verkündeten ihm, dass der Weg für ihn hier zu Ende ging. Nach einer Auflistung seiner Defizite und Fehler der letzten drei Jahre verzichtete er auf Gegenwehr.

Ross zog in der Zwischenzeit fieberhaft die Fäden hinter den Kulissen. Er galt als gut vernetzt an der Wall Street, genoss ein hohes Ansehen in seiner bisherigen Arena, dem US-Senat, und war clever genug, seinen Hut nicht vorzeitig in den Ring zu werfen. Er wartete die Primaries in New Hampshire ab, bei denen sich Alexander als klarer Favorit abzeichnete. Danach stand er in seinem Netzwerk bei den entscheidenden Personen auf der Matte und überzeugte sie, dass ein junger Gouverneur einen Running Mate brauchte, dem man auf dem Feld der nationalen Sicherheit etwas zutraute. Er schickte Repräsentanten los, damit sie für ihn die Werbetrommel rührten, umgarnte

persönlich die wichtigsten Geldgeber der Partei und stellte erste Kontakte zu dem attraktiven jungen Gouverneur aus Georgia her.

Am Ende lief alles genau so, wie Ross es sich wünschte. Als er beim Nominierungsparteitag die Bühne betrat, brach donnernder Applaus aus. Sie gingen mit großem Selbstbewusstsein und einem Acht-Punkte-Vorsprung ins Rennen. Das war vor drei Monaten gewesen. Der Gipfel-punkt. Die Krönung ihrer Kampagne. Seitdem bluteten sie aus wie Schweine auf der Schlachtbank. Zwei Wochen vor der Wahl hinkten sie ihren Konkurrenten drei Prozent-punkte hinterher und Ross spürte den Druck. Ihre Wahl-forscher brachten immer wieder dasselbe Problem zur Sprache: Die Wähler nahmen das Duo in Fragen der nationalen Sicherheit deutlich schwächer wahr als ihre Widersacher. Eigentlich wäre es die Aufgabe von Ross gewesen, hier in die Bresche zu springen. Wie hätte er ahnen sollen, dass der amtierende Präsident sie am langen Arm verhungern ließ?

Der Mann hatte sich gerade dann, als sie ihn am meis-ten brauchten, von ihnen abgewendet. Ja, er unterstützte sie offiziell, aber das war zu erwarten. Er würde wohl kaum auf einer Konkurrenzveranstaltung der Republikaner auf-treten. Allerdings gehörte es auch zum Schlachtplan, dass er bei ihren Wahlaufritten auf der Bühne stand und half, Millionenspenden einzuwerben, um den Wettlauf bei den TV-Spots für sich zu entscheiden. Er hätte seine öffentliche Plattform nutzen sollen, um sein Vertrauen in den jungen Kandidaten und dessen erfahrenen Vize zu erklären. Statt-dessen schwieg er und zeigte ihnen die kalte Schulter.

Der Presse wurde offiziell kommuniziert, dass die Krankheit dem Präsidenten schwer zusetzte und es ihm

an Energie für den Wahlkampf fehlte. Dass er sich auf sein Amt und die Arbeit für das amerikanische Volk konzentrierte. Ein paar Tage lang kaufte Ross ihm diese Entschuldigung ab, dann holte ihn die Realität ein. Zwei vertrauenswürdige Quellen steckten ihm, dass der Präsident ein echtes Problem mit seiner Kandidatur hatte. Er schien beleidigt zu sein, dass ihn niemand gefragt hatte, wen er für einen geeigneten Running Mate von Alexander hielt. Und er machte keinen Hehl daraus, dass Ross für ihn ein Fehlgriff war.

Dieses Urteil hatte Ross tief getroffen, obwohl er sich bemühte, es als Trugschluss eines verbitterten alten Mannes am Ende seiner politischen Reise abzutun. Er blieb seiner Linie treu, niemals aufzugeben, verdoppelte seine Anstrengungen und bemühte sich, eine positive Einstellung zu bewahren. An diesem Morgen fühlte Ross sich jedoch ein wenig verzweifelt. Ihnen blieben nur noch zwei Wochen. In dieser kurzen Zeitspanne konnte man die Einstellungen der Wähler nicht mehr allzu stark beeinflussen. Sie brauchten eine echte Oktober-Überraschung, um sich erneut an die Spitze zu setzen. Was für eine herrliche Vorstellung, dem Präsidenten ihren Sieg am Tag des offiziellen Amtsantritts unter die Nase zu reiben.

Die Wagenkolonne wurde langsamer und die Führungsfahrzeuge lösten sich vom Konvoi. Ross spähte durch die getönten, kugelsicheren Scheiben auf die Medienvertreter, die sich vor dem Herrenhaus versammelt hatten. Das schwere schwarze Eisentor schwang auf und die zwei Limousinen rollten auf die enge, ringförmige Zufahrt. Dumbarton Oaks war ein neun Hektar großes Anwesen in Georgetown und von historischer Bedeutung als Austragungsort einer Konferenz, die 1944 zur Gründung

der Vereinten Nationen geführt hatte. Die Idee, hier eine Expertenrunde zu Fragen der nationalen Sicherheit zu veranstalten, stammte von Ross. Die klügsten Köpfe des Landes sollten sich mit der aktuellen Bedrohungslage auseinandersetzen. Neben einem ehemaligen Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs nahmen zwei frühere Außenminister, ein Ex-Verteidigungsminister, mehrere CIA-Direktoren im Ruhestand und einige weniger bekannte Generäle teil, ferner eine Auswahl von Auguren für Nahostpolitik und muslimische Geistliche aus der ganzen Welt.

Im Anschluss an die dreistündige Veranstaltung war ein diplomatischer Empfang im Haus des Vizepräsidenten am Naval Observatory angesetzt, für sie ausgerichtet von der aktuellen rechten Hand des Staatsoberhauptes. Alle entscheidenden Botschafter hatten ihr Kommen zugesagt. Ross und Alexander wollten dort ihr Konzept für Sicherheit, Frieden und Wohlstand im 21. Jahrhundert vorstellen. Eigentlich hatte die Veranstaltung im Weißen Haus stattfinden sollen, doch dort ließ man sie abblitzen. Der gesamte Wahlkampf – ach was, seine gesamte politische Karriere – hing vom Verlauf dieses Nachmittags ab. Hätte er an Gott geglaubt, hätte er ein Gebet gesprochen, doch das tat er nicht. Stattdessen verlegte er sich darauf, den amtierenden Präsidenten zu verfluchen.

Die Limousine stoppte. Zum ersten Mal seit fünf Minuten sah Ross seinen kontinuierlich jammernden Wahlkampfmanager an. »Stu« – er vergewisserte sich, dass seine Krawatte gerade hing – »halten Sie die Klappe. Ich bekomme Kopfschmerzen von Ihrem ständigen Geplapper.«

Mit diesen Worten stieg er hinten aus dem Wagen, knöpfte das Jackett mit einer Hand zu und winkte Reportern und Fotografen mit der anderen. Er wollte gerade

erklären, was dies für ein herrlicher Tag war, als die ganze Bagage ihre Linsen und Mikrofone von ihm wegschwenkte. Die gebräunten schlanken Beine von Jillian Rautbort Alexander schoben sich aus der anderen Limo.

Die Presse liebte diese Frau und hatte sie ›Amerikas Diana‹ getauft. Ihr Popularitätswert bewegte sich im 70er-Bereich, deutlich höher als der aller Kandidaten. Sie war eine atemberaubende Schönheit in jeder Hinsicht. 1,75 groß mit schulterlangem blondem Haar und einem umwerfenden Körper. Sie war als Teil der Superelite in der Schweiz aufgewachsen und studierte später an der Brown, genau wie ihr Vater. Das Familienvermögen bestand aus einer schier unüberschaubaren Menge von Immobilien. In New York und Florida hatten sie ihre größten Erfolge verbucht, besaßen Häuser in Paris, Manhattan und Palm Springs. Mit 36 zählte Jillian zu jener seltenen Spezies, die mit zunehmendem Alter noch an Attraktivität gewann. Sie zog Männer in ihren Bann, ohne mit den Wimpern zu klimpern oder lächeln zu müssen. Sie war hinreißend, besaß Klasse und war unglaublich heiß – alles auf einmal. Ross hatte mehr als einmal mit dem Gedanken gespielt, bei ihr zu landen. Sie war kein Kind von Traurigkeit, so viel stand fest, aber es hatte sich nie eine günstige Gelegenheit ergeben.

Josh Alexander trat neben seine Frau. Erneut flackerten die Blitzlichter auf. Er war gut fünf Zentimeter größer als sie, schwarze Haare, die gebräunte Haut eines Golfers mit niedrigem Handicap. Elegant in der Manier eines Fernsehpredigers aus den Südstaaten. Seine Anzüge glänzten immer etwas mehr als alle anderen, die Haare trug er etwas länger und perfekt frisiert, die Zähne wirkten ein paar Nuancen zu weiß. Dieses Erscheinungsbild passte natürlich

perfekt zum Masterplan, christliche Wähler im Süden anzusprechen. Die Umfrageergebnisse zeigten, dass es funktionierte. Fast schon ein wenig zu gut. Im Gegenzug taten sie sich mit der Basis der Partei unerwartet schwer. Diese fühlte sich hintergangen und drohte damit, am Wahltag der Urne fernzubleiben.

Ross beobachtete, wie der Präsidentschaftskandidat und seine Frau für die Kameras posierten. Das aufgesetzte Lächeln hatte Ross mittlerweile hassen gelernt. Trotzdem stellte er sein eigenes *fake smile* zur Schau und tat, als ob er die ungeheure Schönheit des Powercouple bewunderte. Seine Frau war zu Hause in Connecticut geblieben und hielt im Krankenhaus die Hand der Tochter, die jeden Moment ihre erste Enkelin zur Welt bringen sollte. Wahrscheinlich besser so. Die Kampagne ging ihr zunehmend auf die Nerven. Es machte keinen Spaß, ständig von einer 20 Jahre jüngeren Frau in den Schatten gestellt zu werden.

Alexander winkte den Fotografen und kam zu Ross. Er hielt ihm die rechte Hand hin und klopfte ihm mit der Linken auf die Schulter.

»Wie fühlen Sie sich heute, Mr. Vice President?«

»Gut, Mr. President.« Ross musste sich zwingen, das Lachen auf den Lippen zu behalten.

Sich gegenseitig so zu nennen war Alexanders Idee gewesen. In der Woche nach dem Nominierungsparteitag mit ihrem Acht-Punkte-Vorsprung hatte er es witzig gefunden. Inzwischen empfand er es als verblendet und kindisch. Ross glaubte weiterhin an ihre Chancen, aber nicht daran, dass sie die Kraft des positiven Denkens an die Spitze katapultierte. In fünf Key States ging es um die Wurst, die entscheidenden Werbespots waren abgedreht, und wenn ihr Rückstand in den Umfragen bis

Montagsmorgen nicht schrumpfte, wurde es haarig. Ross wusste, dass sie solche leicht giftigen Spots brauchten, um gegen ihre Rivalen zu punkten. Offen blieb, ob sie mit der Ausstrahlung noch diese Woche anfangen oder erst in der nächsten. Es lief auf einen hässlichen Schlagabtausch bis zum bitteren Schluss hinaus.

Vier Blocks weiter bezahlte Gavriilo Gazich seinen Espresso in bar und achtete darauf, dass der Schirm seines roten Basecaps mit dem Logo der Washington Nationals tief im Gesicht hing, damit die Sicherheitskamera über dem Tresen keine klare Aufnahme von ihm erhaschte. Außerdem trug er eine Sonnenbrille. Es war ein sonniger Herbstmorgen in Georgetown, und der Killer fiel nicht sonderlich auf.

Gazich zog es vor, in Afrika zu arbeiten. Dort hatte er sich nach jahrelangem Training in seiner vom Krieg zerrütteten Heimat Bosnien einen Namen gemacht. Die korrupten Politiker und Generäle auf dem schwarzen Kontinent sorgten für eine anhaltend gute Auftragslage. Die Milliardenhilfen, die den verarmten Regionen von ausländischen Regierungen und internationalen Hilfsorganisationen förmlich aufgedrängt wurden, lieferten den Machthabern zusätzliche Anreize, sich gegenseitig abzuschlachten. Wie verbreitet Bestechung von der nationalen Ebene bis hinunter ins kleinste Dorf war, erstaunte ihn. Von jedem Dollar an Hilfsgeldern erreichten nach Schätzungen nur zehn Cent die Bevölkerung, die darauf angewiesen war.

Die Männer an der Spitze – Parteivorsitzende, Stammesführer, Gangster, Militärkommandeure und Schläger – kämpften alle um ihren Anteil am Kuchen. Auf das

Leben der Zivilbevölkerung wurde wenig Wert gelegt, wenn überhaupt. Eine halbe Million Menschen starb im einen Jahr, eine Million im nächsten. Das Ausmaß des Gemetzels war verblüffend. Respekt vor dem menschlichen Leben schien kaum vorhanden zu sein. Der Grad an Gesetzlosigkeit fiel atemberaubend hoch aus. Dagegen wirkte der Bürgerkrieg in Jugoslawien wie ein harmloses Scharmützel. Eine simple Schlägerei zwischen ein paar Banden in der Nachbarschaft.

Während der Belagerung von Sarajevo hatte Gazich einige schreckliche Dinge erlebt, allerdings nichts, was mit dem Ausmaß des Leids in den vom Krieg zerrütteten Gebieten Afrikas vergleichbar gewesen wäre. Er münzte die Entwicklung zu seinem Vorteil um. Die Mischung aus Chaos, Korruption, Brutalität und Gesetzlosigkeit schuf für ihn die perfekte Arbeitsumgebung. Die Warlords Afrikas waren ständig bestrebt, ihren Einfluss auszuweiten und ihre Beute zu vermehren. Der eigene Marktanteil galt als wichtigste Währung. Wenn man ihn nicht steigerte, war man auf dem Weg nach draußen. Als größte Herausforderung empfand Gazich, alle Akteure und ihre wechselnden Allianzen im Blick zu behalten.

Er befolgte eine simple Regel: Arbeite nur für die Rücksichtslosesten und triff sie nie persönlich vor der eigenen Haustür. Wer ihn anheuern wollte, musste jemanden nach Athen oder Istanbul schicken. Gelegentlich reiste er auch nach Kairo, aber seit dem Einsturz der Twin Towers in New York fühlte er sich in der ägyptischen Hauptstadt nicht länger sicher. Der dortige Präsident stand den Vereinigten Staaten zu nahe und sein Sicherheitsdienst agierte viel zu effizient und schlagkräftig, um sich auf irgendwelche Spielchen einzulassen.

Zypern war nun schon seit mehr als einem Jahrzehnt sein Zuhause. Dort fand er die Einsamkeit, die er zwischen Aufträgen brauchte. Um in die vom Krieg zerrissenen Länder ein- und anschließend auszureisen, gab er sich wahlweise als Reporter, Ingenieur eines Ölkonzerns und von Zeit zu Zeit sogar als Söldner aus. Meistens aber war er angeblich im Auftrag internationaler Hilfsorganisationen unterwegs. Er hatte eine kleine Firma in Limassol, Zypern, namens Aid Logistics Inc. gegründet. Sie war darauf spezialisiert, bürokratische Fallstricke in den Kriegsgebieten Afrikas zu überwinden. Selbst das Internationale Komitee des Roten Kreuzes würdigte seine Arbeit. Das Geschäft warf nebenbei einen ordentlichen Gewinn ab. Was noch viel entscheidender war: Es verschaffte ihm Legitimität und half ihm, Kontakte auszubauen und den Überblick über die ständig wechselnden Akteure in der fortschreitenden Saga des Kontinents zu behalten.

Hier in Amerika trat er schlicht als Tourist in Erscheinung. Als griechischer Tourist noch dazu. Irgendwo in seiner Familie musste es ein paar Tropfen griechisches Blut geben, oder zumindest eine gesunde Portion mazedonisches. Er hatte Griechenland ausgiebig bereist und beherrschte die Sprache souverän genug, da sie zugleich die Landessprache von Zypern war. Der Zollbeamte am JFK hatte ihn mit einem Lächeln durchgewinkt, was Gazich in seiner Annahme bestätigte, dass so gut wie jeder die Griechen mochte, von den Türken mal abgesehen.

Wie bei so ziemlich jedem Job hegte Gazich gewisse Vorbehalte, aber diesmal waren sie zahlreicher als sonst, unter anderem weil er in Amerika operierte, einem Land, das sich nach terroristischen Anschlägen in höchster Alarmbereitschaft befand. Die hiesigen Grenzkontrollen

und eng vernetzten Computersysteme erschwerten das Reisen unter falscher Identität. In Afrika musste er selten befürchten, von einer Überwachungskamera erfasst zu werden. Hier in Washington lauerten sie an jeder Straßenecke.

Es handelte sich um einen Eilauftrag, nie gut für die Nerven. Man hatte ihm eine Stunde Zeit gelassen, den Job anzunehmen oder abzulehnen, ohne dass er überhaupt wusste, worum es ging. Man verriet ihm lediglich, dass er nach Amerika reisen musste, dass der Anschlag am kommenden Samstag stattfand und dass er zwei Millionen Dollar dafür erhielt. Die doppelte Summe des lukrativsten Auftrags, den er je an Land gezogen hatte. Zunächst befürchtete er, dass es sich um eine Falle handelte, aber nachdem er sich die Sache eine Weile durch den Kopf hatte gehen lassen, verwarf er die Möglichkeit. Er hatte nichts getan, was die Amerikaner gegen ihn aufbrachte. Warum sollten sie sich die Mühe machen, einen Mann zu schnappen, der seinen Lebensunterhalt auf den Schlachtfeldern Afrikas verdient hatte?

So gut wie ausnahmslos erledigte Gazich seine Opfer auf eine von zwei Arten. Er schoss ihnen aus sicherer Entfernung in den Kopf oder sprengte sie mit Hochleistungssprengstoff in die Luft. Simplizität war stets sein oberstes Ziel. Aufgewachsen auf einem Bauernhof außerhalb von Sarajevo waren Gazich und seine älteren Brüder mit der Jagd und Waffen groß geworden. Im Alter von zehn Jahren galten sie bereits als erfahrene Scharfschützen. Mit 16 schickte sein Vater ihn und die drei älteren Brüder in den Kampf gegen die bosnisch-serbischen Truppen, die Sarajevo belagerten. Damals lenkte Gazich sein Fadenkreuz zum ersten Mal von einem Wildtier auf einen anderen

Menschen. In gewisser Hinsicht empfand er die Jagd auf Menschen als weniger herausfordernd. Andererseits fand er sie ungleich aufregender.

Der heutige Tag versprach einen der aufregendsten Morde seiner Karriere. Er bedauerte nur, dass nicht mehr Zeit für die Planung des Anschlags zur Verfügung stand. Einen Mann mit einem einzigen Schuss aus bis zu einer Meile Entfernung zu töten verschaffte ihm den größten Kick, den er je empfunden hatte. Das Ziel durch eine ferngezündete Bombe aus dem Verkehr zu ziehen folgte mit weitem Abstand, blieb aber dennoch ein Nervenkitzel. Darauf lief es heute hinaus. Ein Kopfschuss fiel aufgrund des Mangels an Vorbereitung aus.

Am Montag hatte man ihn über die Zielperson und die Route der Autokolonne informiert. Am selben Tag übermittelte er seinen Auftraggebern eine Liste mit allem, was er benötigte. Er hatte nie direkt mit ihnen gesprochen und wusste nicht, wer sie waren, obwohl er einen gewissen Verdacht hegte. Muslime, ganz bestimmt. Terroristen, die es darauf anlegten, den Ablauf der amerikanischen Präsidentschaftswahl zu stören. Gazich mochte keine Muslime, aber das Geld und die Vorstellung, sich mit den Amerikanern anzulegen, berauschten ihn. Die USA hatten sich ungefragt in die Angelegenheiten seines Landes eingemischt. Er hielt es für eine Form von poetischer Gerechtigkeit, sich dafür zu revanchieren.

Diese Terroristen agierten zunehmend schlauer. Es war extrem schwierig geworden, ihre ergebenen Anhänger nach Amerika zu schmuggeln. Einen Freelancer anzuheuern war viel einfacher und selbst bei einem Zwei-Millionen-Dollar-Honorar wahrscheinlich billiger als ein Team zu trainieren, auszurüsten und zur Durchführung

ins Land zu schleusen. Der schwierigste Teil für sie musste sein, den angeforderten Sprengstoff samt Zünder zu organisieren. Das Zeug hatte in einer Lagerhalle in Rockville auf ihn gewartet. 250 Kilo explosive Ware nach Amerika zu schmuggeln war nicht einfach. Und es war erstklassige Ware. Hochwertiger russischer Militär-Plastiksprengstoff. Nicht der instabile Mist, auf den er ab und zu bei seinen Operationen in Afrika zurückgreifen musste. Auch die Sprengkapseln, die Zündschnur und der Fernzünder gehörten zum Besten, was die Russen zu bieten hatten.

Gazich versuchte, nicht zu viel über die zwangsläufigen Konsequenzen nach Explosion des Fahrzeugs zu grübeln. In Afrika musste er sich selten mit solchen Fragen auseinandersetzen. Dort wollten sich ohnehin alle gegenseitig umbringen. Eine weitere Leiche auf dem Haufen bedeutete nichts. Hier war das anders. Washington galt als eine der größten Bühnen für Spionage und Diplomatie, anders als irgendein hinterwäldlerisches, moskitoverseuchtes Dritte-Welt-Loch. Hier ging es um eine Elefantenjagd, und Gazich musste es mit dem Leittier aufnehmen. Den Bullen mit einem Gewehrschuss aus sicherer Entfernung zu töten war nicht schwer. Die eigentliche Herausforderung bestand darin, dicht heranzukommen, auf dem Bauch kriechend Hunderte von Metern zurückzulegen und sich unter die Herde zu mischen. Das erforderte Geschicklichkeit, Stärke und eine gesunde Portion Wahnsinn. Dennoch war der Schuss selbst relativ einfach. Die eigentliche Gefahr bestand darin, von einem der massiven grauen Biester zertrampelt zu werden, nachdem er die Herde aufgeschreckt hatte.

Gazich verließ das Starbucks mit dem Espresso in der Hand und einer Zeitung unter dem Arm. Am schwersten

hatte er sich bisher mit der Suche nach einem Parkplatz getan. Zwei Millionen Dollar für die Suche nach einem Parkplatz! Gazich lachte in sich hinein und ging die Straße hinauf. Sich mit dem amerikanischen politischen System anzulegen rief todsicher eine Gegenreaktion hervor. Er fand, darüber konnte er sich später noch genug Gedanken machen. Jetzt wurde es Zeit, sich unbemerkt der Herde zu nähern und nicht unter die Räder zu geraten.

Special Agent Rivera stand in der Nähe der Tür und blickte in den großen Konferenzraum. Mit 35 hatte sie es geschafft, in Form zu bleiben, indem sie ihre Kollegen wöchentlich verprügelte. Karate verbrannte eine Menge Kalorien, und Rivera arbeitete an ihren Bewegungsabläufen, als wäre es eine Religion. Der Wahlkampf hatte ihre Trainingsstunden zusammengestrichen. Zudem waren die anderen Agenten mittlerweile auf den Trichter gekommen, dass sie einen schwarzen Gürtel zweiten Grades besaß, und gingen ungern mit ihr auf die Matte. Das hinterließ Spuren. Obwohl sie zuletzt vermieden hatte, sich zu wiegen, spürte sie die zusätzlichen Pfunde. Noch zwei Wochen, redete sie sich ständig ein. Dann konnte sie zurück nach Arizona und den gewohnten Rhythmus wieder aufnehmen. Schlafen, essen und trainieren. Sich im Fitnessstudio austoben. Ihrem alten Dojo einen Besuch abstatten und allen zeigen, wer der Boss war. Vielleicht lernte sie sogar einen anständigen Mann kennen. Einen, der ungebunden war und nichts Festes suchte. *Junge, das wäre schön!*, dachte sie bei sich. Sie wollte gar nicht erst darüber nachdenken, wie lange der letzte Sex zurücklag.

Ihre Jungs saßen am Kopfende des u-förmigen Tisches. Kameraleute waren für die ersten 15 Minuten des Treffens

zugelassen, dann wurden sie gebeten, den Raum zu verlassen. Alexanders Wahlkampfmanager hatte entschieden, dass es so am authentischsten rüberkam. Irgendwann, wenn man es mit der nationalen Sicherheit ernst meinte, musste man die Presse aussperren und zumindest den Eindruck erwecken, wichtige Staatsgeheimnisse zu erörtern.

Rivera war eine zähe Person, aber selbst sie spürte die Erschöpfung. Es war ein höllisch aufreibender Wahlkampf gewesen. Jeder Tag brachte eine neue Stadt mit sich, ein weiteres austauschbares Hotelzimmer, fades Essen und einen viel zu mickrigen Fitnessbereich. Jeden Morgen wurde sie von einem ihrer Kollegen geweckt, der ihr nicht nur sagte, wie spät es war, sondern sie auch daran erinnerte, wo sie sich befand und wohin es als Nächstes ging. Manchmal klapperten sie vier Bundesstaaten an einem Tag ab. Von Sonnenaufgang bis Mitternacht reihte sich ein Event an das nächste, und sie und ihre Leute mussten bei jedem Schritt auf der Hut sein.

Diese Präsidentschaftswahlen waren ein logistischer Albtraum. Doch so hart sie bereits für die Politiker und ihre Mitarbeiter waren, desto schlimmer waren sie für die Securitys, die ihren Schutz übernahmen. Rivera war die verantwortliche Spezialagentin für Präsidentschaftskandidat Josh Alexanders Personenschutz, der *Special Agent in Charge*. Sie war seit 13 Jahren beim Secret Service. In dieser Zeit hatte sie in den Außenstellen Los Angeles, Miami und New York gearbeitet, zweimal die Security für Staatsoberhäupter übernommen und schneller als jede andere Agentin aus ihrem Jahrgang Karriere gemacht. Dieser Aufstieg brachte eine kurze Ehe und eine glücklicherweise schnelle Scheidung mit sich. Das lag fast zehn Jahre zurück. Rivera war die Entscheidung damals

ziemlich leichtgefallen. Ihr Mann arbeitete als Bundesstaatsanwalt für den Bezirk Manhattan. Sie hatten sich bei einer Sondereinheit für organisiertes Verbrechen kennengelernt und er haute sie förmlich um. Rückblickend hätte sie wissen müssen, dass es ein Fehler war, einen Anwalt zu heiraten. Nach vier Monaten Ehe kam sie eines Tages in das Büro ihres Mannes, um ihn zu überraschen. Stattdessen erwischte sie ihn auf frischer Tat, wie er am helllichten Tag eine NYPD-Detektivin auf der Couch vögelte. Rivera schlug ihn k. o. und reichte noch am selben Nachmittag die Scheidung ein.

Maria Rivera war Amerikanerin in zweiter Generation, sprach aber fließend Spanisch. Das verdankte sie ihrer Großmutter, die immer noch jeden Tag dafür betete, dass ihre Ehe wieder auflebte. Grandma Rivera reagierte tief enttäuscht, als sie sich von dem angesagten Harvard-Anwalt trennte. Ein guter katholischer Junge und ein ziemlicher Charmeur, wie sie fand. Rivera brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass der Ivy-League-Anwalt jede Frau nagelte, bei der sich die Gelegenheit ergab.

Befreit von ihren ehelichen Verpflichtungen nahm Rivera seitdem jeden schwierigen Auftrag an, den der Service ihr in den Schoß warf. Sie hatte jahrelang an großen Falschgeld- und Kreditkartenbetrugsfällen gearbeitet und schaffte es zwischendurch, für den Schutz des Präsidenten eingeteilt zu werden. Vor einem Jahr hatte man sie zur Assistentin des leitenden Special Agents für Präsident Hayes befördert. Als Alexander nach New Hampshire die Führung übernahm, beorderten ihre Chefs sie ins Hauptquartier und forderten sie auf, die Koffer zu packen. Sie übertrugen ihr die Leitung von Alexanders Security und meinten, sie solle es bloß nicht vermasseln. Und dass sie

in der engeren Auswahl für das Team des nächsten Präsidenten stand.

Den Personenschutz für den mächtigsten Mann der Vereinigten Staaten zu leiten war der feuchte Traum eines jeden Agents. Es war zudem eine Position innerhalb des Secret Service, die unbegrenzte Möglichkeiten bot. Wenn Rivera sich zusammenriss, winkte ihr die reelle Chance, als erste Frau in diese Position aufzurücken. In den letzten neun Monaten hatte sie an kaum etwas anderes gedacht. Das Tempo der Kampagne war die meiste Zeit über erträglich gewesen. Am Anfang musste Alexander sich nicht allzu hart ins Zeug legen. Er lag in den Umfragen vorn. Er war ein frisches, unverbrauchtes Gesicht und der politische Darling der Stunde. Auf dieser Welle ritt er bis zum Parteitag der Demokraten im August, den er mit einem Erdrutschsieg bei den Delegierten und einem neuen Vizekandidaten verließ.

Danach ging alles den Bach runter. Rivera hatte damit gerechnet, dass das Tempo auf der Zielgeraden der Wahl im November zunahm, doch die hohen Belastungen der Kampagne überraschten selbst sie. Alexanders Gegner lancierten brutale Schmähspots, in denen sie die Vorliebe des jungen Gouverneurs, Geschichten auszuschnücken und gelegentlich ›Fakten‹ zu erfinden, zum Anlass nahmen, ihn zu grillen. Seine Jugend und relative Unerfahrenheit wurden angeprangert, ebenso sein vermeintlicher Mangel an Integrität. Am Labor Day war der Vorsprung in den Meinungsumfragen komplett dahin.

Die Reaktion des Alexander-Lagers bestand darin, den Wahlkampfmanager zu feuern und die Anstrengungen zu verdoppeln. Die ersten beiden Septemberwochen wurden in Zügen verbracht, die letzten zwei in Bussen. Sie fuhren

kreuz und quer durchs Land, in jeden Bundesstaat, der als gewinnbar galt. Veranstaltungen wurden geplant, abgesagt und neu angesetzt. Planungsteams saßen in Städten fest, weil die Kampagne fast stündlich die Marschroute wechselte. Ein absolutes logistisches Desaster, aber Rivera blieb am Ball und ordnete sich der schizophrenen Terminplanung der Kampagne unter. Jetzt, zwei Wochen vor Ende der Kampagne, schien endlich Licht am Ende des Tunnels zu leuchten.

»Rivera«, flüsterte eine Stimme eindringlich.

Maria Rivera trat rückwärts aus der Türöffnung und sah sich Stuart Garret gegenüber. Wie die meisten Leute in der Strafverfolgung war Rivera mit Einschätzungen anderer Menschen schnell zur Hand. Wenn sie beauftragt wurde, jemanden zu beschützen, achtete sie darauf, dass ihre persönlichen Gefühle oder Einstellungen ihre Arbeit nicht beeinflussten. Josh Alexander beispielsweise war ein ziemlich netter Kerl. Gut erzogen, manchmal etwas unnahbar, aber größtenteils anerkennend und respektvoll gegenüber der Arbeit, die sie und ihre Leute leisteten. Mark Ross hingegen verhielt sich arrogant und herablassend. Rivera mochte den Mann nicht, doch das behielt sie für sich. Garret forderte ihrem professionellen Verhalten alles ab. Wahrscheinlich das größte Arschloch, das sie je getroffen hatte.

Sie stand dem ruppigen Kalifornier gegenüber, der die Show leitete.

»Ja, Stu?«

»Wir liegen eine Viertelstunde hinter dem Zeitplan.«

Rivera nickte. Die Kampagne war im Verzug, nicht der Secret Service. Rivera und ihre Leute waren keine Schaffner in einem Zug. Es gehörte nicht zu ihrer Aufgabe,

die Leute zur Pünktlichkeit anzuhalten. Sie waren dafür zuständig, die Kandidaten und ihre Familien am Leben zu halten.

»Sobald sie dadrin fertig sind«, fuhr Garret fort, »möchte ich, dass alle in die Autos steigen. Ich brauche etwas Zeit mit Josh und Mark unter vier Augen, also setzen Sie Jillian in die zweite Limousine. Sie fährt zum Vizepräsidenten, nur für den Empfang, danach will sie zurück in ihr Hotel für eine bescheuerte Spa-Behandlung oder so.«

»Gut«, antwortete Rivera und ignorierte Garrets unangemessenen Tonfall.

Rivera hatte die letzten neun Monate ihres Lebens mit dem Präsidentschaftskandidaten und seiner Frau verbracht und selten mehr als zwei Sätze mit Jillian gewechselt. Die First Lady in spe war sehr zurückhaltend, sehr attraktiv und sehr unnahbar. Es war Garrets Idee gewesen, sie heute mitzunehmen. »Augenweide«, nannte er sie. Ihr Sympathiewert lag höher als der ihres Mannes und seines Vizepräsidenten zusammen. Jillian befand sich gerade im Salon im ersten Stock, wo sie mit einer Gruppe muslimischer Frauen Potenziale im Kampf gegen den islamischen Extremismus auslotete.

»Sie will, dass Ihr groß gewachsener Agent sie begleitet«, knurrte Garret.

»Special Agent Cash?«

»Ich kenne seinen verdammten Namen nicht. Der Hüne halt.«

Viele von Riveras Agenten waren Hünen. Sie glaubte zu wissen, an wen er dachte, und versprach: »Ich kümmere mich darum.«

»Gut. Seien Sie in fünf Minuten abfahrbereit.« Garret drehte sich um und eilte den langen Korridor entlang.

Rivera verfolgte, wie er sich entfernte. Mehr als einmal malte sie sich aus, dem Mann einen Roundhouse-Kick an den Kopf zu verpassen. Unter den Wahlkämpfern munkelte man, dass Garret, egal ob Sieg oder Niederlage, auf der Abschlusliste stand. Er war in einer früheren Regierung für kurze Zeit Stabschef gewesen und hatte sich offen darüber beklagt, es seien die schlimmsten sechs Monate seines Lebens gewesen. Ein typischer Feuerwehrmann, der ein siebenstelliges Honorar einstrich, um Kampagnen zu retten. Rivera hatte ihn mehr als einmal sagen hören, dass jeder, der für ein mickriges Regierungsgehalt arbeitete, ein Trottel sei. Das machte ihn bei den Agenten, die seine Kandidaten schützen sollten, natürlich noch beliebter.

Rivera näherte sich dem Eingang in einem dunkelblauen Hosenanzug mit hellblauer Bluse. Sie trug nie Röcke oder Kleider, zumindest nicht, wenn sie im Dienst war. Viel zu unpraktisch. Jeder Agent der Einheit trug die neue FN Five-Seven und zwei zusätzliche Munitionsclips. Sie hielt die Five-Seven für die beste Pistole, die sie je abgefeuert hatte. Sie fasste 20 panzerbrechende Patronen im Griff plus eine im Patronenlager und hatte einen halb so starken Rückstoß wie die frühere Sig. Zusätzlich zur Waffe war sie mit einem verschlüsselt sendenden Motorola-Digitalfunkgerät, einem Mobiltelefon und einem Blackberry ausgerüstet. Der ganze Kram musste irgendwo verstaut werden. Ein Kleid bot dafür schlicht nicht genug Platz.

Rivera zog die große Vordertür auf und trat auf die Steinterrasse des Herrenhauses von Dumbarton. Ein wandelnder Widerspruch – zurückhaltend und doch schön, anmutig und doch athletisch. Ihr glänzendes schwarzes Haar war fast immer zu einem schlichten Pferdeschwanz

zurückgebunden. Dank ihrer Vorfahren war sie mit einem faltenfreien Teint gesegnet. Im Dienst legte sie nur wenig Make-up auf und bemühte sich, ihre Attraktivität zu kaschieren. Der Geheimdienst war nach wie vor ein reiner Männerclub. Ein Männerclub mit einer extrem schwierigen Aufgabe. Dazu gehörte es, wahrgenommen zu werden. Die Leute sollten merken, dass sie ständig präsent waren und die Situation unter Kontrolle hatten. Auf keinen Fall durften sie dabei die Menschen, die sie beschützten, in den Schatten stellen.

Sie setzte eine Sonnenbrille auf, betrachtete die Szene von der erhöhten Terrasse aus und schaute auf die Uhr. Fast Viertel nach zwölf. Sie konnte es kaum erwarten, Alexander und Ross sicher im Naval Observatory abzusetzen. Dann konnte das Team des Vizepräsidenten übernehmen, und sie und ihre Leute erhielten ein paar Stunden dringend benötigte Auszeit, bevor der Flieger nach St. Louis ging.

Rivera entdeckte den Mann, mit dem sie sprechen wollte, am anderen Ende der Veranda. Sie ging in seine Richtung. Es war den Agenten eingebläut worden, jederzeit vorzeigbar auszusehen. Die Kleidung musste sauber und gebügelt sein. Keine Krawatten mit Ketchup-Flecken oder schmutzige Hemdkragen. Auf das Schuhwerk wurde so viel Wert gelegt, dass man meinte, sie trainierten für die Olympischen Spiele. Agenten mussten stundenlang auf ihrem Posten ausharren. Also mussten Schuhe bequem sein. Es ging um Funktionalität, nicht um Design.

Rivera erinnerte sich an einen Ausbilder aus dem Trainingszentrum in Beltsville, Maryland, der weiblichen Agenten einbläute, wenn sie in ihren Schuhen nicht zwei Blocks weit sprinten könnten, sollten sie sie nicht anziehen.

Es war derselbe Ausbilder, der weibliche Agenten umgehend ermahnte, wenn sie Röcke trugen. Er fragte sie immer: »Wollen Sie als Agent in Erinnerung bleiben, der das Leben des Präsidenten rettet, indem er einen Bewaffneten zu Boden ringt, oder wollen Sie als Agent in Erinnerung bleiben, der der Welt seinen Slip präsentiert, während er sich auf einen Attentäter stürzt?«

Rivera nahm diese Ratschläge äußerst ernst. Deshalb trug sie ein Paar schwarze geschnürte Halbschuhe mit zwei Zentimeter hohen Absätzen und Gummisohlen. Sie bestanden aus pflegeleichtem Kunstleder, weil sie es hasste, Schuhe zu putzen. Die Gummisohle machte sie bequem und leise. An dieses zweite Attribut wurde Rivera erinnert, als sie sich dem Agenten am anderen Ende der Veranda näherte. Er hatte keine Ahnung, dass jemand von hinten auf ihn zukam. Ein schlechtes Zeichen, Gummisohlen hin oder her. Ihre Leute piffen auf dem letzten Loch.

Ein paar Meter entfernt beschloss sie, sich einen kleinen Spaß zu gönnen. Sie streckte ihren Finger aus und stach ihm damit in den Rücken. Matt Cash, ein Veteran des Secret Service, zuckte zusammen, als hätte man ihn gerade aus einem Nickerchen gerissen.

»Eine falsche Bewegung, und du bist tot.« Rivera lachte.

Cash drehte sich um. Sein Gesichtsausdruck verriet, dass er nicht amüsiert war. »Was zum Teufel ist los mit dir?«

Rivera grinste und zeigte ihre perfekten weißen Zähne.

»Die Presse ist genau auf der anderen Seite des Zauns«, flüsterte Cash.

Sie schielte zu den Übertragungswagen, die auf der Straße parkten, und zu den Kameraleuten, die auf Leitern

hockten, um über die Backsteinmauer hinweg filmen zu können. Sie trat vor den Agenten und musterte seine Leistungsgend. »Du hast dir doch nicht vor Schreck in die Hose gepisst, oder?«

»Doch«, erwiderte er wütend. »Beil dich und gib mir eine von diesen Super-Jumbo-Maxi-Binden, die du mit dir rumschleppst. Vielleicht kann ich's rechtzeitig aufsaugen, bevor meine Boxershorts durchsiffen.«

»Wow ... Sind wir heute nicht gut drauf?«

»Erspar mir das.« Cash packte das Revers seines Jacketts und gab ihm einen Ruck. »Ich hab diese Scheiße satt.«

Das offene Eingeständnis überraschte Rivera. Als verantwortliche Spezialagentin war sie nicht nur sein Boss, sondern auch eine Art Mutter der Kompanie.

»Mit Scheiße ... Beziehst du dich da auf mich, auf deinen Job oder auf beides?«

»Nicht auf dich«, knurrte er. »Auf den Job. Ich bin seit drei Monaten ununterbrochen auf Achse. Meine Kinder vermissen mich, meine Frau hasst mich, und nun bin ich einen Tag sogar in D.C. und kann nicht mal zu Hause vorbeischaun und kurz Hallo sagen.«

Rivera lächelte. »Nun, ich hab gute Nachrichten für dich. Das Hauptquartier gibt uns nachher ein paar Stunden frei, während das Kommando des Vizepräsidenten auf unsere Jungs aufpasst.«

Cashs Kinnlade klappte nach unten. »Ist das dein Ernst?«

»Ja. Gönn dir die Zeit und überrasch deine Familie. Verpass nur nicht den Flug, sonst ramm ich dir eine meiner Super-Jumbo-Maxi-Binden in den Arsch und lass dich nach Fargo versetzen.«

»Sobald wir im Observatorium sind, kann ich mich aus dem Staub machen?«, fragte er mit einem Lächeln.

»Nicht sofort. Du musst noch eine halbe Stunde ausharren und die Prinzessin in ihr Hotel bringen. Danach hast du bis fünf Uhr frei.« Die Prinzessin, die Rivera meinte, war Alexanders Frau.

»Warum ich?«, beschwerte sich Cash.

»Weil du ihr persönlicher Liebling bist und sie konkret nach dir gefragt hat.«

»Schick jemand anders hin.«

»Glaubst du, das ist eine verdammte Demokratie?«, schoss sie zurück und wartete, ob er dumm genug war, ihr zu widersprechen. »Dachte ich's mir. Fahr sie ins Hotel, bring sie ins Bett, und dann ab zu deinem Herzblatt.«

»Was zum Teufel soll das bedeuten?«

»Was zum Teufel soll *was* bedeuten?«, fragte eine aufrichtig verwirrte Rivera.

»Bring sie ins Bett«, äffte er sie im Falsett nach. »Willst du damit andeuten, dass zwischen ihr und mir was läuft?«

Rivera runzelte die Stirn. »Nur so eine Redewendung, Einstein.«

»Nun, mir gefällt der Zwischenton nicht.«

»Ich glaube, du meinst ›Unterton‹, und den gibt es nicht.« Rivera straffte sich und schlug einen entschieden geschäftsmäßigeren Ton an. »Du fährst mit ihr in der zweiten Limousine. Ich sitz in der ersten mit den hohen Tieren. Wir erreichen das Observatorium und sie schüttelt dort eine halbe Stunde lang Hände. Dann bringst du sie ins Hotel, stellst sicher, dass sie in ihrem Zimmer sicher ist, und übergibst an den Kollegen, den das Hauptquartier schickt. Sonst noch irgendwelche Fragen, Special Agent Cash?«

»Nein.«

»Gut.«



[www.vinceflynn.com](http://www.vinceflynn.com)

VINCE FLYNN wird von Lesern und Kritikern als Meister des modernen Polit-Thrillers gefeiert. Dabei begann seine literarische Laufbahn eher holprig: Der Traum von einer Pilotenlaufbahn beim Marine Corps platzte aus gesundheitlichen Gründen. Stattdessen schlug er sich als Immobilienmakler, Marketingassistent und Barkeeper durch. Neben der Arbeit kämpfte er gegen seine Legasthenie und verschlang Bücher seiner Idole Hemingway, Ludlum, Clancy, Tolkien, Vidal und Irving, bevor er selbst mit dem Schreiben begann.

Insgesamt 60 Verlage lehnten sein Roman-Debüt ab. Doch Flynn gab nicht auf und veröffentlichte es in Eigenregie. Der Auftakt einer einzigartigen Erfolgsgeschichte: *Term Limits* wurde ein Verkaufsschlager, ein großer US-Verleger griff zu, die Folgebände waren fortan auf Spitzenpositionen in den Bestseller-Charts abonniert.

Der Autor verstarb 2013 im Alter von 47 Jahren infolge einer Krebserkrankung.

Der Anti-Terror-Kämpfer Mitch Rapp ist der Held in zahlreichen Romanen. Aufgrund des bahnbrechenden Erfolgs wird die Reihe in Absprache mit Flynns Erben inzwischen von Kyle Mills fortgesetzt.

**Die Mitch-Rapp-Serie:**

AMERICAN ASSASSIN – Wie alles begann

KILL SHOT – In die Enge getrieben

TRANSFER OF POWER – Der Angriff

THE THIRD OPTION – Die Entscheidung

SEPARATION OF POWER – Die Macht

EXECUTIVE POWER – Das Kommando

MEMORIAL DAY – Die Gefahr

CONSENT TO KILL – Der Feind

ACT OF TREASON – Der große Verrat

PROTECT AND DEFEND – Die Bedrohung\*

EXTREME MEASURES – Der Gegenschlag\*

PURSUIT OF HONOR – Codex der Ehre

THE LAST MAN – Die Exekution

THE SURVIVOR – Die Abrechnung (mit Kyle Mills)

ORDER TO KILL – Tod auf Bestellung (mit Kyle Mills)

ENEMY OF THE STATE – Der Verräter (mit Kyle Mills)

RED WAR – Die Invasion (mit Kyle Mills)

LETHAL AGENT – Die Pandemie (von Kyle Mills)

TOTAL POWER – In die Finsternis (von Kyle Mills)

\* Neuauflage bei Festa in Vorbereitung

AMERICAN ASSASSIN und KILL SHOT handeln chronologisch vor TRANSFER OF POWER, wurden aber später veröffentlicht.

Infos, Leseproben & eBooks: [www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)